

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

140 (18.6.1932) Die Mußestunde

nur immer wieder dringend wünschen, daß durch Versuche und entsprechende Einrichtungen diese in großem Maße die menschliche Gesundheit gefährdenden Missetaten beseitigt werden.

Literatur



Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 23, bezogen werden.

„Der Weg zur sozialistischen Planwirtschaft“ ist eine im Verlag F. H. W. D. y Nachf. Berlin erschienene Schrift, die einen überaus wertvollen Beitrag zu der jetzt wieder im Vordergrund des Interesses stehenden Frage der Planwirtschaft darstellt. Der Autor Dr. Otto Frieber gibt einen instruktiven Überblick über die Geschichte der Sozialisierungsidee, ihre Entwicklung nach den Novembertagen und im russischen Experiment, das der Verfasser offenbar auf Grund eigenen Studiums kurz und übersichtlich beschreibt. Das stärkste Interesse aber dürfte der Versuch finden, auf die Frage: „Wie läßt sich eine sozialistische Planwirtschaft politisch und ökonomisch in Deutschland denken?“, eine Antwort zu geben, die mit der Realität der deutschen Wirtschaft rechnet und doch einen umfassenden Ausblick des sozialistischen Weltansatzes unserer Wirtschaft gibt. Da hier, von einem anscheinend im praktischen Wirtschaftsleben stehenden Autor, der Versuch gemacht wird, Anhänger und Gegner des Sozialismus ein von jeder Utopie freies Manifest sozialistischen Gestaltungswillens zu geben, wird die lebendig gestaltete Schrift bald Gegenstand lebhafter Diskussion werden. Sie verdient deshalb die weiteste Verbreitung.

Das neueste Werk der Bühnergilde Gutenberg, „General und die Frauen“ von Walter Victor ist in Wirklichkeit ein Buch um Friedrich Engels. Es zeigt, daß die meisten der starken Kämpferaturen so Großes leisten konnten, weil ihre Frauen ihnen dabei lauffere Kameraden und Helferinnen waren. Schon deshalb ist es zu begrüßen, daß Walter Victor der irischen Textilarbeiterin Mary Burns, der Lebensgefährtin Friedrich Engels, ein literarisches Denkmal gesetzt hat, das hier zwar unter dem Titel „General und die Frauen“ erschienen ist. Nur wenige wissen von dieser einzigartigen Frau und ihrer Schwester Lizzy, und doch waren es diese beiden weiblichen Wesen, die durch den Einsatz alles dessen, was sie zu geben hatten, dazu beitrugen, aus Friedrich Engels den Mann zu machen, als der er in der Geschichte weiterlebt: zu einem Mitbegründer und Vorkämpfer des modernen Sozialismus. Walter Victor's Buch ist nun alles andere als eine Biographie, als eine Biographie, als ein historisches Werk. So sehr es sich auf historisches Material, zusammengetragen in genauer und intensiver Arbeit, stützt, so sehr ist es ein dichterisch gestimmtes Werk geworden, ein bühnenhaftes Gedicht in Prosa. Wer da glaubt, die Privatheimnisse eines intimen Lebens würden in diesem Buch ausgebreitet, der irrt sich sehr. „General und die Frauen“ ist auch in dieser Art ein durchaus sozialistisches Buch: es sieht die Menschen stets im Zusammenhang mit ihrer Zeit, ihrer Klasse und ihrer historischen Bedeutung. Vielen, denen der Marxismus ein totes Wort ist, weil sie nicht ahnen, welche Kräfte von Leben und Kraft in dieser Idee stecken, wird durch dieses hübsch ausgestattete Buch eine Tür zum Verständnis geöffnet, weil dieses Buch von Menschen erzählt, denen der Marxismus nicht nur eine Theorie, sondern praktisches Leben bedeutet hat. „General und die Frauen“ wird nur als Werbebrämie für die Werbung eines neuen Mitglieders der Bühnergilde Gutenberg abgeben. Es ist zu wünschen, daß die Bühnergilde durch diese Werbebrämie viele tausend neue Mitglieder bekommt, und daß umgekehrt viele tausend dieses Buch nicht nur wegen seines Brämlencharakters und wegen seiner vorbildlich schönen Ausstattung liebgewinnen, daß sie es vielmehr bei sich tragen als ein Heftchen des Sozialismus.

„Die Lösung der Weltfrage durch moralische Durchdringung“ verfaßt Dr. Stefan Martus in einer gleichnamigen Schrift (Verlag Kuegel & Cie., Zürich, 48 S.) durch Verringerung der Bevölkerungsanzahl Europas zu geben. Nicht durch Kriege und Seuchen, sondern durch mondiale Durchdringung, durch Kolonisation, Neuverteilung der Welt. Er verlangt „von denen, die reich an Land und arm an Menschen sind, daß sie denen, die reich an Menschen und arm an Land sind, gestatten, ihren Menschenüberschuß dorthin abzuschieben, wo es Raum und Reichum genug gibt, um ihnen das Leben und die Existenz zu sichern“. Und da der Eingangs auf sich selbst angewiesen, vor der Zivilisation zurückweicht, fordert der Verfasser eine international organisierte Auswanderung von Hunderttausenden und Millionen! „Es gibt auf Erden Land genug, daß jedem Individuum sein Haus, sein Garten, sein Feld zuemleien werden könnte.“ Um diese Einsicht zu fruchtbar zu machen, bedürfte es einer planmäßigen Kolonisation. Sie soll der stöckenden Produktion neue Abgabegüter erschließen, soll Handel und Industrie der Welt neu beleben, soll die Kosten des Lebensunterhaltes reduzieren und die Kulturkraft des Hungertodes ein für allemal unterdrücken: ein heute viel erörterter Gedanke, zu dem jedoch eine gründliche Untersuchung der Frage gehört, wie weit diesen Kolonisierungsplänen nicht klimatische Hemmnisse und die Widerstände der eingeseffenen Kolonialbehörden entgegenstehen.

Von Mähler legt neben einem in 3 Teile aufbereiteten Roman „Die Urmenschen“ (Verlag, Steinhauf-Verlag, 1. Aufl. 2.40) vor, der vor allem in naturwissenschaftlich interessierten Kreisen Interesse erwecken wird. Der erste Teil „Steinzeit“, der „Urmenschen“ schildert, wie vor rund 1 Million von Jahren ein akebriger Bodenaffe, der nur noch in Augenblicken höchster Gefahr auf die Bäume klettert, zum ersten Male nach Stein und Anspiegel klettert, um sie zu Nahrung und Verteidigung zu benutzen. Der Bodenaffe, ein Nöckler, wird zum Steinfaul, zum Anspiegelkletterer. Immer aufrechter wird sein Gang, immer mehr schwingt er sich über die anderen Tiere empor. Der zweite Teil „Die Menschheitsmorgenröte“ zeigt — im Gegensatz zum „Steinfaul“, der mehr die körperliche Entwicklung unseres

Menschen über das Tier hinaus schildert — das erste Erwachen des menschlichen Geistes und gibt ein Bild vom Leben und Treiben jener Zeiten, in denen die Urmenschen zum ersten Male mit ihrem rohen Werkzeuge die Natur und ihre Geheimnisse zu errönden suchten. Der dritte Teil „Die wilden Nashornjäger von Weimar“ spielt an den berühmten Ausgrabungsstellen im Jura bei Weimar, wo vor rund 100 000 Jahren eine Horde der urmenschen Klasse der Neandertaler besonders auf Nashörner, Elefanten u. a. heute in Europa längst ausgestorbene Tiere jagte, deren ausgegrabene Reliquien mit Knochen der Neandertaler zusammen das herrliche Museum für Urgeschichte in Weimar zieren. Die spannende Entwicklung des Romans wird bei den Lesern neben feiner bedeutender Bedeutung starkes Interesse erregen.

Rätseldecke

Bilder-Rätsel



Tausch-Rätsel

Mit b ta' s einst das Herenweib
Des Märchens, voll von Liden,
Heut' zu der Leute Zeitvertreib
Lun's nur noch die Artisten.
Mit d da sollst du's nimmer tun,
Wenn's Großes gilt zu wagen,
Erst „nach der Arbeit ist gut ruh'n“,
Läßt dir der Weise sagen.

Rätselaufösungen

Auflösung des Besucherkarten-Rätsels: Bibliothekar.
Auflösung des Uhren-Rätsels: Commerabende.

Richtig gelöst: Jul. Grimm, Karlsruhe; Ilse Schilling, Karlsruhe; Friede Hörnel jr., Karlsruhe.

Witz und Humor

Zeichen der Zeit. „Männer, ich komme soeben vom Arzt. Er hat mir gesagt, ich muß unbedingt sehr bald einen Luftkuroort aufsuchen.“ Ach, der Mann ist ja verrückt. — Hast du denn nicht erzählt, daß wir beide schon lange Zeit nur von Luft leben?“

Eine Kennerin. Frau H. erzählte mir, daß sie neulich auf dem Wochenmarkt von einer Bäuerin, bei der sie Blumenkohl kaufen wollte, immerfort mit Fräulein angeredet worden sei. Frau H. sagte der Bäuerin schließlich: „Ich bin bereits Mutter von zwei Kindern, liebe Frau!“ Die gute Frau öffnete erstaunt den Mund und sagte nach einer kurzen Pause: „Genau wie meine Emma. Die hat sich auch von so einem verdammten Kerl reinlecken lassen.“

Hitleriana. „Du hättest doch auch schon längst in unserer Bewegung etwas geworden sein müssen, Emil.“ War leider nicht möglich. Es waren immer zuviel Vorbestrafte vor mir. (Der Wahre Jakob.)

In memoriam Augusti. Die Lebtfissin in einem in der sächsischen Lausitz gelegenen Kloster hieß Mauricia. Friedrich August wollte an einem schönen Maienitag dem Kloster mit seinen Kindern einen lange versprochenen Besuch abstatten. Es war am Ende des Religionsunterrichts, und die Prinzen sagten zum Hofgeistlichen: „Mir fährt'n beide noch zur alten Mauricia.“ Darauf der Geistliche erwidert: „Aber, ich bitte Sie, Königliche Hoheit, man sagt da: zur anädigsten Frau Lebtfissin!“ Im selben Augenblick erscheint der König auf der Bildfläche. Freundlich lächelnd fragt er: „Na, seid Ihr nu balde fert'g? Const' komm' mer im Leb'n nich zur alten Mauricia!“ (III.)

Schriftleiter C. Grönebaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

Karlsruhe, 18. Juni 1932

52. Jahrgang

25. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Kampfansage

Von Karl Schneider-de Witt

Wir leben im Zeichen der Schlagwortbegeisterung, / der schreienden Lände, der Notüberkleisterung, / der hohlen Phrase, der schwunglosen Geste, / des nüchternen Pathos, der kitschigen Geste: / Uns klappte noch nie so herrlich das Maul, / kerndeutsch nach außen, im Jmneen faul.

Wo steckt eure Liebe zum Vaterland? / Im Vorteil errechnenden engen Verstand? / Im Schadergerberde, im Stellenerjagen, / dem Egoismus aus „früheren“ Tagen — ? / Im Wucherprozessen und Staatspensionen? / Im Rettengerassel der Reaktion?

Wo steckt eure Liebe zum Vaterland — / die ihr schürtet des Bruderhasses Brand, / beschmüget sein heiliges Tabernakel / in wüster Hege und Fahnenpektakel? / Darf man uns ewig knuten und schlagen? / Lernen wir nie — die Freiheit ertagen?

Lernt es, ihr Deutschen — die Faust geballt! / Wir werden gebieten: Das ganze Halt! / Im freien Lande brauchst freier Männer! / Nicht Adel — Arbeit! Nicht Nullen — Nenner! / Wir wachsen zum ganzen aus Aller Tat! / Wir, Masse Volk, stehen — für unsern Staat!

Georg Herwegh

Von Eugen Singer

„Mein lieber Herr, ganget weit und laßet d' arme Leut in Rua. Mit euer Goch laß i mi net vom Labe bringe; uf die Manier hätt i 's scho vor vierzehn Täg los sei kenne. — I will euch scho noch d' Jäh schtoppen. Kommt no; eure Säbelkunst schreit mi net.“

Man wird das Lachen kaum vorbeissen können, wenn man Herwegh in seiner Uebersetzung des Chateaufarischen Dramas „König Lear“ den Edgar in treffender Nachahmung der englischen volkstümlichen Rede so regelrecht heimatmündlich schwablen hört.

Noch drastischer wird Herwegh in einem seiner Briefe an die französischen Republikaner vom Jahre 1841: „Seid gerecht! Kniert ihr vor Thronen nicht, so kniet auch nicht vor Scharlatanen.“

Und wie herrlich ist sein Gedicht: „D' wag es doch nur einen Tag.“

Wach auf, wach auf! Die Morgenluft
Schlägt mahnend an dein Ohr. —
Aus deiner tausendjährigen Gruft,
Empor mein Volk, empor!
Laß kommen, was da kommen mag:
Blick auf im Wettererschein!
Es ist so schön, nun jeden Tag
Ein freies Volk zu sein.

Mögen auch die Feinde des Fortschritts noch so sehr gegen die politische und soziale Lyrik wettern und toben! Die lebendige Poesie als Sturm und Drang einer neuen Zeit, als Weckruf an das Volk, hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts und ganz besonders in den letzten 10 Jahren eine rühmliche Geltung verschafft und Georg Herwegh nimmt auf diesem wichtigen Gebiet der neuen Dichtkunst einen der ersten Plätze ein. Werden die Besten genannt, so ist auch sein Name darunter. Solange deutsch gedichtet wird, solange deutsche Lieder in freien Herzen ihren Widerhall finden, wird auch Herweghs Werk nicht vergessen, vielmehr dem Volk mit einer besseren Zukunft immer zugänglicher, immer wertvoller werden.

Herweghs Namen leuchtet uns gleichsam in goldenen Lettern immer wieder entgegen. Nur das Volk schien ihm zur Revolution berufen, dem nicht allein die Befriedigung seiner materiellen Nöten und die Entfesselung seiner Macht, sondern die Bewirkung eines höheren Ziels vorschwebt. Herwegh beurteilte die Kultur eines Volkes nicht nach dem Lebensstande der oberen Volksklassen, sondern nach den Daseinsbedingungen der zahlenmäßig überwiegenden Masse. Der Liebling der Menge zu sein, sie mit wuchtigen Liedern fortzureißen, das war Herweghs höchstes und schönstes Ziel. „Mein Dichten und Trachten ist nun, etwas hinauszuerschleudern, was die Menge packt und greift,“ schreibt er in einem Briefe vom 28. November 1842 an seine Braut. In ihm hat Armut und Elend einen Rächer gefunden. Lesen wir zum Beispiel sein Gedicht „Die kranke Lese“, die von Gott und von der Welt verlassen auf der Straße einem Kinde das Leben schenkt und doch ungebeugt und stolz dem Schicksal Widerstand leistet. Wir bewundern die Kraft des armen Weibes aus dem Volke. Und dann weiter das Gedicht „Der arme Jakob“, der nach einem Leben voll Jammer und Not ganz verlassen und einsam stirbt. So lebenswahr hat noch kein Dichter zum armen Volke gesprochen. Hören wir nun den Schlußvers:

Und kaum ist uns genug am Joch
Der Armut auf gekrümmten Rücken:
Man will der Knechtschaft Stempel noch
Ihr auf die Stirne drücken.

Dem Gedichte liegen die Gedanken zu Grunde, daß die Reichen zu ihren Festen eilen, der Bettler dagegen sich in die Straßentime legt, um zu sterben. Aber wir erkennen, daß er in einem besseren Vaterland hinüberzuschlummert, wie es Herwegh den Armen verheißt, wo die Besitzlosen nicht mehr ohne Schuld von den Reichen und Mächtigen unterdrückt werden. Der Gang um Mitternacht, Der sterbende Republikaner, Schlechter Trost, Die Arbeiter an ihre Brüder,“ enthalten dieselben Beweggründe.

Die zweite Liebe, der Herwegh huldigt, ist die Freiheit. Mit Leidenschaft tritt er für sie ein, für die politische, wie für die geistige Freiheit im Kampf gegen alle Feinde der Menschlichkeit und der Republik. Es ist aber nichts Gemeines, Unschönes oder Unmögliche in Herwegh. Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit leiteten immer seine Taten. Selten war ein so bedeutender Mann, wie er es war, mit so reichen Gaben, gar nicht selbstfüchtig oder hochmütig, selbst den entgegengesetzten Grundfäden des Feindes so gerecht. Herwegh war stets mehr besorgt für das Wohlergehen anderer, als für sich.

Man muß sich immer wieder fragen, wie über einen solchen edlen Menschen derartige Verleumdungen aufgebracht werden konnten, wie die gemeine Verdächtigung seiner Person durch den Frankfurter Turnlehrer Spieß in der, eben von Spieß erfundenen Spießlebergeschichte, nach welcher Herwegh aus dem Gefecht bei Niederdossenbach feige geflüchtet sein sollte. Wir wissen aber schon längst, daß diese Spießlebergeschichte eine niederträchtige Erfindung eines politischen Schwindlers ist. Keine Silbe ist wahr daran, weil der Leiterwagen, in dem Herwegh während des Treffens bei Dossenbach die Patronen für die Republik verfertigte, überhaupt kein Spießleber hatte. Damals war ein Preis von 4000 Gulden auf Herweghs Kopf gesetzt und nur unter den allergrößten Gefahren konnte er sich vor der preussischen Soldateska in die Schweiz hinüberretten. Wer mehr darüber erfahren will, lese Dr. Friedrich Lautenschlagers, jedem Republikaner wertvolles Buch „Volksstaat und Einberufung“.

Von weltbürgerlichen Gedanken und Ideen getragen, gehört der am 31. Mai 1815 geborene Herwegh der ganzen Menschheit als Wohltäter an. Er lebte und litt nur für seine armen Mitmenschen und einst wird ihn die gesamte Menschheit in Dankbarkeit zu den größten Dichtern und zu den treuesten Verfechtern der Menschenrechte zählen. Auf seinem Grabmal in Vestal in der Schweiz steht: „Hier ruht, wie er's gewollt, in seiner Heimat freien Erde, Georg Herwegh. Von den Mächtigen verfolgt, von den Knechten gehaßt, von den meisten verkannt, von den Seinen geliebt.“

Schließen wir mit einem Vers Herweghs:

So walle hin, du Opferbrand
Hin über Land und Meer
Und schling ein einig Feuerband
Um alle Völker her;
So wird er uns beschieden,
Der große, große Sieg,
Der ewige Völkerfrieden.

Schöpferische Kultur

gr. Trotz aller Klagen über die Mängel der Gegenwart bleibt sicher, daß unserer Zeit eine kulturpolitische Leistung von ganz gewaltiger Tragweite gelungen ist, die Eingliederung der Arbeiterschaft in den großen kulturgeschichtlichen Entwicklungszug der Menschheit. Wenn man die geistige Grundlinie des heutigen aufgeklärten Arbeiters mit dem Niveau des „Fabriklers“ vor einigen Jahrzehnten, wie er damals genannt wurde, vergleicht, so ist ein Gefühl des Stolzes über das Ergebnis am Platze, das dem Emanzipationswillen der organisierten Arbeiterschaft hier gelungen ist. Was an kulturellem Besitz einst Erbdomäne einer kleinen privilegierten Schicht gewesen ist, wenn auch in weniger intensiver Form und mancherlei Kantverwehrt, heute vielfach Allgemeingut geworden. Die Bildung hat sich zweifellosg verbreitert. Ebenso sicher muß sie allerdings nach Gustav Radbruch hierbei eine gewisse Senkung ihrer Höhenkurve vornehmen, wobei jedoch, gemessen am Gesamtstandard, ein für den Kulturdurchschnitt erfreuliches Fazit herauskommt.

Eine Gefahr besteht bei dieser Kulturverbesserung allerdings, daß nämlich bei einer überaus respektablen durchschnittlichen Allgmeinkultur jene schöpferischen Kräfte fehlen, die durch ihren Glanz die Spitzenleistungen ermöglichen, aus deren Kraft allmähliche Höherführung aller Kultur wird. Es bedarf keiner Hervorhebung, daß Bühnverbände, Buchgemeinschaften auf ihren Wert haben, um breite Kreise für gute Lektüre zu gewinnen. Es steht auch fest, daß Vortragsgemeinschaften den Wissenschaftsstoff breiten Schichten vielfach näher bringen. Es kann auch nicht in Frage gezogen werden, daß Volksbühnen eine starke Erweiterung in der Aufnahmefähigkeit für die dramatische Kunst bedeuten. Schöpferische Kultur produktiver Art ist jedoch leider noch nicht identisch mit der erfreulichen Massenkonjunktion von Gütern geistiger Art, deren Niveau sich immer wieder seiner Verwendung anpassen muß. Unruhevoll sieht daher mancher nicht der schlechtesten Geister die Gefahr sich erheben, daß bei allem Willen zur Ausbreitung der Kultur das kulturpolitische Schöpferium zerrieben wird, was an zwei Beispielen dargetan werden soll.

Daß die großen Zeiten des „Jungen Deutschland“ vorbei sind, in der die „Journale“ fast einzig dem Zweck dienten, der klare Ausdruck des zur politischen und geistigen Freiheit sich emporringenden Volkes zu sein, ist uns klar, nachdem der moderne Mensch nicht nur die Ergüsse und den Niederschlag einzelner persönlicher Reflexionen kennen lernen will, sondern das Tatsachenmaterial selbst vor sich abgerollt sehen möchte. Daß jedoch die Persönlichkeit in der Zeitung selbst heute in der gesamten Presse zurückgedrängt ist zu Gunsten des vom Leser stark geforderten „aktuellen“ oft mehr sensationellen inhaltlich wertvollen Nachrichtenmaterials einerseits und des Artikelmaterials (wenn nicht gar Materialmaterials von aller Welt dienenden Korrespondenzen einer jeden Stoffart und einer jeden gewünschten Tendenz andererseits, muß mit Besorgnis für die geistige Zukunft der Presse erfüllen. Politische Kampfszenen haben in der Presse den instruktiven Lektüreartikel ersetzt, wirtschaftliche Reasonements die wissenschaftliche Aufklärung, leichteste Unterhaltung den Willen zur Belehrung der technischen Entwicklung der Presse steht innerlich eine starke Niveaufenkung gegenüber. Die Uniformität der Presse und ihr immer mehr zunehmender Allweltsinhalt ohne die Triebfeder instinktiver geistiger Durchschlagskraft läßt die Gefahr ahnen, welche der Kultur von einer mechanisierten Zeit droht. Wir bedauern diese Entwicklung und halten es gerade als demokratische Sozialisten für unsere Pflicht, dieser Perfallströmung gegenüber immer wieder auf die hohe Kulturfunktion der Presse hinzuweisen, die es sich zu ihrer ursprünglichen Aufgabe machen müßte, mit schöpferischer Kraft der Chauveign kommenden Entwicklung der Menschheit zu sein.

Was jedoch für die Presse als der die Masse speisende Born gilt, trifft für das Bildungsweesen bezüglich der Hochschulen zu. Nicht von der politischen Seite sei in diesem Zusammenhang die Rede, auch nicht von den reaktionären Strömungen, die sich hier gegen vorwärts gerichteten Zeitgeist wenden, so sehr auch diese Gefahren immer wieder unterstreichen werden müssen. Hier sei einmal darauf hingewiesen, wie bedenklich für die Zukunft der Wissenschaft und für schöpferische Gestaltung es ist, wenn die Hochschulen immer mehr Abrihtungsanstalten für die verschiedenen „akademischen“ Berufe werden. In technisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht mag sich dieses Abrihten zum praktischen akademischen Beruf vielleicht bewähren, und der im Laufe befindliche Karren technischer Entwicklung weiter seine Bahn vollziehen. In geistiger Hinsicht offenbart die Abrihtungsmethode auf bestimmte praktische Berufe jedoch immer mehr ihre Nachteile, führt sie immer mehr zur Erstarrung. Die großen Erfolge geistiger Rattenfänger völkischer Musklanten mag eine der Folgen des Mangels selbständigen Durchdenkens großer Probleme sein. Das Manko an Schöpferkraft die andere. Die Republik hat — mögen ihre Gegner sagen, was sie wollen — zweifellosg eine Reihe großer und guter Verwaltungstalente emporgebracht. Neuschöpferium auf verschiedensten Gebieten wird jedoch stark vermisst, trotz einzelner Ansätze zur kulturpolitischen Massen-

organisierung. Die Bildungsinstitutionen der Arbeiterschaft müßten sich daher sagen, daß durch allzu starke Zentralisierung und bürokratische Schematisierung gerade die Behinderung wird, was zur Bewältigung der gewaltigen Ideen des Sozialismus das Gebot der Stunde ist: nämlich die Herausstellung großer politischer und kultureller Schöpferpersönlichkeiten, mag dies auch manchmal tabuionelle Gewohnheiten stören, ja sogar manch praktischen Entwurf lässig sein.

Zweifellosg stieß daher, angefichts dieser mannigfachen Gefahren der vor nicht langer Zeit verlorene bekannte Verleger Eugen Diederichs auf offene Ohren, wenn er in einer seiner letzten Stunden folgenden Alarncruf ausstieß: „Was uns heute fehlt: Der Mensch in dieser Zeit! Er kämpft heute noch verzweifelt mit den riesigen unpersonlichen Gebieten, die ihn unterwerfen haben, den Trübs, den Konzernern, den Maschinen und dem unpersonlichen Kaderwerk des politischen und wirtschaftlichen Lebens. Was gilt heute der Mensch? Was gilt die Persönlichkeit? Beide werden zerrieben in dem Tempo, in dem Rhythmus des laufenden Bandes. Aus der Umwälzung unserer Zeit muß sich wieder eine geistige Schicht bilden, die bereit ist, geistige Werte vor anderen Werten gelten zu lassen, um von ihnen aus an die Neugestaltung der Wirklichkeit zu gehen.“

Wenn auch in obiger Rundgebung gewisse Anklänge an eine unklare Restaurationsromantik verstreut sind, die in gefährliche Jrrwege führen können, — „Die Tat“ des Niederich-Verlags legt ja durch ihren neuerlichen ausgesprochenen nationalsozialistischen Rechtskurs beredtes Zeugnis davon ab, — so ist keinesfalls der richtige Grundgedanke dieses Alarncrufs insofern zu bestreiten, als es notwendig ist, zwischen dem großen Wert des Massenaufstieges und schöpferischer Einzelpersönlichkeit wie wie sie in der Kultur, in der Politik, in der Wirtschaft, in der Technik beobachten, ein harmonisches Verhältnis herauszuentwickeln. Gemeinamkeit und Einzelpersönlichkeit in eine zweckmäßige Proportion zu bringen, ist gerade für die Zukunft des demokratischen Sozialismus eine bedeutsame Forderung. Dabei kommt vor allem neben Staat und Organisation der Presse und den Bildungseinrichtungen eine große Aufgabe zu, indem es ihre Pflicht sein müßte, der Entfaltung der Persönlichkeit im Rahmen einer großen Gemeinamkeit ihre Kräfte zu widmen. Sollen wir nicht im Ehestentum erklären, so dürfen Staat und organisatorische Institutionen die Bedeutung des geistig-schöpferischen Geistes nicht verkennen. Es würde eine große Gefahr für die Sozialdemokratie sein, wenn diese neben der Notwendigkeit des kollektiven Massenaufstieges die Pflege der oft individualistischen geistigen Schöpferkraft übersehen würde — eine Meinung, die gerade in einer Zeit der Ueberbetonung des „Apparates“ sehr notwendig ist und die Arbeiterschaft daran erinnern sollte, daß ihre großen Antriebe aus der Mischung von Marx und Bebel, Lassalle und Wilhelm Liebknecht, Frank und v. Hellmar entstammen.

Das Wiedererwachen und das Hervortreten der Persönlichkeit, wie es sich endlich nach Jahren der Ermüdung und der Indifferenz, wenn auch langsam, ankündigt, wird auch hier frische Impulse gebären. Denn nur aus der Vermählung von schöpferischer Persönlichkeit und Massenvolle werden — geeint durch die stiftliche Idee des Sozialismus — neue Kraftströme hervorquellen, wie sie zur Schaffung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung notwendig sind.

Das goldene Herz

Erzählung von Erich Kunter

Der Chef trat mit dem Spanier in sein Kontor. „Ist Klein, die im Nebenzimmer neue Motive für die Stoffmalereien skizzierte, bekam Herzklopfen. Sie hatte ein geheime Scheu vor dem besten Kunden des Geschäfts. Scheu und Abscheu.“

Nach kurzer Zeit bat sie ihr Chef zu sich herein. Miguel Garcias, der Spanier, musterte die Eintretende dreist. „Aha, da ist ja unsere kleine Puppe auch noch!“ rief er, „die Seele des Geschäfts!“

Breitshenklig und mit auseinandergeschlagenen Beinen saß Garcias da. Er hatte pechschwarze Haare, einen aufgezwickelten Schnurbart und kugelfunde, dunkelbraune Augen, die seinem Gesicht einen seltsam zwiespältigen Ausdruck von dummer Outmütigkeit und Brutalität gaben.

„Nun, mein Herzchen, gar nicht erfreut über meinen Besuch?“ redete er weiter. „Soll ich mich vielleicht noch etwas seltener machen, wie?“

Der Chef lachte gezwungen. „Aber das werden Sie mir doch nicht antun, Herr Garcias!“ Er schob dem Geschäftsfreund die Zigarettenkiste zu. Garcias bediente sich und rückte näher zu Ilse hin, die neben ihm Platz genommen hatte.

„Also, Fräulein Klein,“ nahm Seybold wieder das Wort. „Herr Garcias hat uns einen großen Auftrag ins Haus gebracht. Dreitausend Decken sollen bis Oktober fertig sein. Altardecken und Wandteppiche in Kirchen.“

„Da müssen wir uns daran halten,“ sagte Fräulein Klein freudig überrascht. Welcher Art soll die Zeichnung sein, Herr Garcias? Ich werde Muster und Entwürfe anfertigen.“

„Ist nicht nötig,“ entgegnete der Auftraggeber. „Ich habe mich schon einige in Herrn Seybolds Wohnung angesehen. Kamen Sie vor allem die Schablone hervor, nach der Sie die schöne Wanddecke im Schlafzimmer Ihres Chefs anfertigen.“

Fräulein Klein konnte ihre Bestürzung kaum verbergen. Was, um diese Decke ging der Handel? Wie hatte sich Seybold dazu hergeben können? Sie war schmerzlich enttäuscht. Mit Liebe und in niger Besetzung hatte sie damals die Decke entworfen, selber bemalt und ihm zum Geschenk gemacht. O, sie hatte immer geglaubt, daß ihm dieses Geschenk heilig sei, so wie ihr die schöpferische Idee und das herrlich ersiehende Werk zu einem Heiligum geworden war. Und jetzt erniedrigte er die Gabe ihres Herzens zum Handelsobjekt!

Die Herren besprachen, ins Einzelne gehend, das Geschäftliche miteinander. Seybold notierte: „Also dreitausend Decken, Atlasseide, mit 3 Zentimeter dicker Vollstoffgewebe; Besatz und Innenverbrämung wie vereinbart. Sie rufen in Posten zu fünfshundert Stück ab. Ihre Zahlungsbedingungen, wenn ich fragen darf?“

„Darzahlung jeweils nach Erhalt der einzelnen Posten. Ich bezahle Ihnen den ersten Posten im voraus und zwar sofort.“

Prosig zog Garcias sein Scheckbuch hervor und stellte einen Scheck über 4000 Mark aus. Seybold hatte noch etwas von Sicherheiten und Terminabhlungen erwähnen wollen, aber er fürchtete den guten Kunden vor den Kopf zu stoßen und schwieg. Befriedigt steckte er den Scheck zu sich und diktierte dem Fräulein, das zugleich Zeichnerin und kaufmännische Gehilfin war, den Vertrag in die Maschine.

Der Fabrikant hatte die Zahl seiner Arbeiterinnen verdoppelt, um den großen Auftrag pünktlich ausführen zu können. An drei langen Tischen saßen achtzehn Mädchen und arbeiteten im Afford nach der erhaltenen Schablone. Deren einfaches Motiv war ein zentral gelegenes, goldenes Herz, um das in verschiedenen Varianten Englein schwebten, die sich in einer fernem Himmelslandschaft verloren. Das Bild war farbig und sehr lebendig; der Akzent des echten Kunstwerks ging von ihm aus. Ein Hauch von Keuschheit und Anmut und ein zarter Duft schien über dem Ganzen zu liegen. Im Gegenatz zu diesen schönen Entwürfen waren ja die meisten Fabrikate der Firma kitschige Industrieware, die dem Geschmack eines gewissen Publikums entsprach. Die Arbeiterinnen aber, die keinen Unterschied in der Ausführung bemerkten, machten hier wie bei allen anderen Entwürfen grobe Scherze und hatten stets zur Unterhaltung das Bespielbrot bei Goldbronze, Tusch, Lack und Firnis liegen. Die Arbeit wurde langweilig. Dreitausendmal daselbe goldene Herz malen, — das konnte einem auch den Geschmack verderben! „Das arme Herz ist nu aber genug scapezirt worden,“ kicherte eine, und die gerade dazu kommende Ilse hörte es. —

Als die vielen Decken fertig waren, lagen sie da und wurden nicht abgerufen. Herr Garcias nahm noch die 500 bezahlten Decken ab und ließ dann nichts mehr von sich hören. Briefe an seine frühere Adresse in Buenos Aires kamen als unbestellbar zurück. Bei seiner Bank, bei den Behörden, Konsulaten, Auskunftsstellen, — nirgends war etwas über ihn zu erfahren. Er war und blieb verschwunden. Es fiel, daß er bei dem letzten Zustand in Mexiko umgekommen sei.

Ein Jahr verstrich. Die Decken lagen verpackt in hölzernen Behältern, und die goldenen Herzen träumten, in Seide gebettet, ihren himmlischen Traum mit den Engeln.

„Zehntausend Mark an Material und Arbeitslöhnen stecken in den vermaldeiten Decken,“ sagte Seybold. „Der Verlust ruiniert mich.“

Auch der Versuch, die Decken weit unter Herstellungspreis zu veramsfien, mißlang. Wozu konnte man soviele seidene Decken mit gemalten Herzen und Engeln gebrauchen? Das war nur in phantastischen Ländern wie Mexiko und Ecuador möglich. Man lachte über das wunderliche Geschäft des Herrn Seybold.

Der machte endlich seine Bilanz und stützte verzweifelt das Haupt in die Hände. „Ich muß Konkurs anmelden,“ sagte er zu Fräulein Klein.

Er saß am Ofen und starckte in die Glut. Worte kamen langsam und schwer über seine Lippen. „Wenn der Plunder nur verbrennen würde, dann wäre ich gettet.“

Er sah nicht auf bei diesen Worten, aber er wußte plötzlich, daß er nicht umsonst an die Ergebenheit und den Dpfermut einer liebenden Frau appelliert hatte, deren Entschlossenheit auch vor dem Verbrechen nicht Halt machte.

Seybold konnte nach dem Lagerbrand in der Stoffmalerei sein Alibi erbringen, und es war ihm auch sonst nichts nachzuweisen. Fräulein Klein aber wurde in Untersuchungshaft genommen. Doch reichen auch bei ihr die Verdachtsmomente nicht aus, und so mußte man sie bald wieder auf freien Fuß setzen.

Körperlich und seelisch gerüttelt, von Gewissensbissen gepeinigt, irrte sie durch die Stadt und schloß sich dann in ihr Zimmer ein. Nach acht Tagen wagte sie sich wieder heraus und suchte Seybold in seiner Wohnung auf. Er begrüßte sie freudig und in guter Stim-

mung, zog sie herein, nahm ihre Hut und Mantel ab. Da tat sich die Tür zum Wohnzimmer auf; Lärm drang heraus.

„Ich habe eine kleine Gesellschaft,“ erklärte Seybold. Das Geld von der Feuerversicherung ist nämlich gestern gekommen. Morgen erzähle ich Ihnen mehr. Aber nun kommen Sie herein. Aufseiterung tut Ihnen gut.“

Willenlos ließ Ilse sich von ihm ins Zimmer führen. Dort waren einige junge Männer versammelt, die sich offenbar in vorge-schrittener Weinlaune befanden.

Ilse warf einen Blick in das anstoßende geöffnete Schlafzimmer und blieb entsetzt, wie angewurzelt, stehen.

Die Männer hatten sich dort aufgestellt und schossen der Reihe nach mit einem Luftgewehr auf — Ilsees Eisedendecke an der Wand. Jedesmal, wenn einer ins Zentrum — das goldene Herz — getroffen hatte, hob ein lautes Gejohle an.

Seybold grinste dumm und verlegen. „Die Leute sind angetrunken und haben sich einen schlechten Scherz gemacht. Was soll man da sagen? Man darf kein Spielverderber sein. Da muß man eben ein Auge zudrücken.“

„Erwin, du bist an der Reihe,“ schrie jemand herüber. „Nun gib dir Mühe, daß du das Herz deiner Freundin triffst!“

Also auf diese Art vergnügte sich Erwin Seybold, während sie, die Leidgeprüfte, Gefängnis und Seelennot für ihn ertug. Ilse flüchtete aus dem Haus, noch ehe die verdühten Kumpane sie daran hindern konnten. Nun hatten sie erkannt, daß Seybold und seine Freunde in einer Welt lebten, die niemals die ihre sein würde, und daß auch ihr größtes Dpfer und all ihre Liebe an der Unkultur und mangelnden Herzensbildung jener Art Menschen zunichte werden mußte. So blieb nur das eine: ihren Jertum zu büßen.

Seifen Schrittes ging sie zum Amtsgericht zurück. Sie verlangte den Untersuchungsrichter zu sprechen und wurde sofort vorgelassen.

„Ich habe den Brand doch gelegt,“ gestand sie ohne Umschweife dem Untersuchungsrichter, der sie ernst und fast traurig ansah und dann seine Akten hervorjuchte, um das Protokoll aufzunehmen.

Welt und Wissen

Der Lanzbär im Mittelalter. Lanzbären bildeten schon in sehr alter Zeit bei den Deutschen eine Volksbelustigung. In einem lateinischen Gedicht aus dem 11. Jahrhundert, dem „Rudlieb“, wird erzählt von zwei kunstreich abgerichteten Bären, die weiß mit schwarzen Füßen waren, aufrecht wie Menschen gingen und die Vorderfüße hoben, um damit Gefäße zu tragen. Sie tanzten im Lakte, wenn die Spielleute spielten, kämpften miteinander und trugen sich wechselseitig. Sie sollen sich sogar unter die Fußhauer gemischt und den Frauen den Arm zum Tanze geboten haben. Der „Rudlieb“ ist übrigens der älteste frei erfundene Ritterroman, den wir besitzen. Er erzählt höchst phantastische Abenteuer von dem Recken Rudlieb, der vor Feinden nach Afrika floh.

„Einen Korb geben!“ Diese Redensart, die das Abweisen eines Freieters bedeutet, soll folgendermaßen entstanden sein. Es kam früher häufig vor, daß der Liebhaber des Nachts zum Fenster seines Mädchens in einem Korb emporgezogen wurde. Ziel der Geliebte in Ungnade, so ließ die Enttäuschte tückischerweise einen Korb mit einem dünnen Boden herab, durch den der darin Befindliche durchbrechen und in die Tiefe stürzen mußte. In zahlreichen alten Dichtungen ist von dem Heraufziehen des Geliebten in dem Korb und auch von derartig zubereiteten Körben die Rede. Später machte man es sich bequemer und schickte dem verabschiedeten Liebhaber zum Zeichen der Verabschiedung gleich einen Korb ohne Boden zu. Heutigen Tags ist von diesem alten Brauch nur noch das Sprichwort übrig geblieben.

„Blinder Hesse!“ Im Mittelalter wurde die Reichsstadt Mühlhausen von Hessen belagert. Da den Bürgern nur schwache Verteidigungsmittel zur Verfügung standen, kam die Stadt in arge Bedrängnis. Da hatte ein Ratsherr den rettenden Einfall, Pflöcke auf die Ringmauern zu stecken und Harnisch und Sturmhut darauf zu hängen, während die wirklichen Verteidiger neben diesen Puppen auf den Brüstungen standen. Als die Hessen soviel Befestigung erblickten, zogen sie rasch ab und gaben die Belagerung auf. Seit dieser Zeit ist die Blindheit der Hessen zur Redensart geworden.

Staub verschluckt Comenlicht! Vor kurzer Zeit sind in Newyork verschiedene Untersuchungen über die Absorption des Sonnenlichtes durch Ruß und Staub angestellt worden. Die Messungen wurden mit Hilfe von photoelektrischen Zellen ausgeführt. Man hat dabei die überraschende Tatsache festgestellt können, daß an den am stärksten dem Ruß und Staub der Straße ausgesetzten Stellen der Lichtverlust mehr als 50 Prozent beträgt. Durchschnittlich betrug der Lichtverlust im Jahre an klaren Tagen 16,8 Prozent, an wolkligen Tagen 34,8 Prozent. Diese Zahlen zeigen in äußerst eindringlicher Weise, wieviel von dem wertvollen und wichtigen Sonnenlichte den Menschen der Industriegebiete und Großstädte durch die gewaltigen Staubmengen verloren geht. Man kann deshalb